

1.4 Feldforschung und Forschungsfeld

Die Interviews

Der bayerisch-böhmische Grenzraum als lebensweltlich angeeignete und ausgelegte Region ist ein Forschungsfeld, in dem die Grenze auf sehr verschiedene Art und Weise zur Sprache kommen kann – und in dem sie dazu auch methodisch Raum haben soll. Mit dem offenen, narrativen Interview,¹⁹⁴ der teilnehmenden Beobachtung bzw. der ethno-psychoanalytischen Begleitung sowie schließlich dem Sammeln schriftlicher Quellen aus Gegenwart und Vergangenheit in Archiven oder Tageszeitungen eröffnete mir ein breit angelegtes ethnographisches Forschungsinstrumentarium einen Fundus höchst disparater Materialien: Niederschriften über Landschafts- und Ortsbegehungen, über Veranstaltungen, informelle Gespräche, Alltagsbeobachtungen, Notizen zu eigenen und fremden Irritationen und Emotionen, des weiteren Interviewaufzeichnungen und andere Mitschnitte, behördliche Schriftwechsel der Kriegs- und Vorkriegszeit, Zeitungsartikel oder allerhand Fundstücke – von Straßenschildern bis hin zu den materiellen Zeugnissen einer eigenständigen Vertriebenenkultur.

All diese Quellenmaterialien entstehen aus der Perspektive eines bestimmten räumlichen und zeitlichen, sozialen und politischen Standpunkts im Grenzraum; am vielschichtigsten aber spiegelt sich perspektivisches Erleben im freien Erzählen von Gewährsleuten in qualitativen Interviews. Die 34 Befragungen, die ich vom Oktober 1987 bis zum Januar 1991 durchgeführt habe, kommen dem Ansatz des "problemorientierten Interviews" nach Andreas Witzel am nächsten: Das Kriterium der Problemzentrierung bezieht sich zum einen "auf eine gesellschaftlich relevante Problemstellung und ihre theoretische Ausformulierung als elastisch zu handhabendes Vorwissen des Forschers. Zum anderen zielt es auf Strategien, die in der Lage sind, die Explikationsmöglichkeiten der Befragten so zu optimieren, daß sie ihre Problemsicht auch gegen die Forscherinterpretation und in den Fragen implizit enthaltenen Unterstellungen zur Geltung bringen können".¹⁹⁵

Die Gespräche sollten für möglichst alle Ausdrucksformen und Erlebensweisen von "Grenze", ihrer alltäglichen Relevanz (oder auch Irrelevanz) offengehalten werden – natürlich ohne den Einfluß der Forscherin und der Erhebungssituation leugnen zu wollen. Als Gesprächseinstieg und Aufhänger eigener Assoziationen stellte ich im Vorfeld der Interviews die Frage nach der "Grenze", der "Bedeutung der Grenzlage", danach, "wie man an der Grenze lebt und früher gelebt hat" o.ä.

¹⁹⁴ Unter narrativen Interviews verstehe ich nichtstandardisierte Interviews, die zwar ein freies Erzählen der Befragten ermöglichen, ohne jedoch ein aktives Antworten und Eingehen auf sie auszuschließen, wie dies der von Friedrich Schütze geprägte Begriff fordert. Vgl. Schütze: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien, S. 30.

¹⁹⁵ Witzel: Verfahren der qualitativen Sozialforschung, S. 69.

*Das von der Tschechei*¹⁹⁶ wieder? fragt Frau Keilhofer zu Beginn eines zweiten Treffens im Oktober 1989. Als kompetente Informantin unterbricht sie sich immer wieder selbst, um meinen Anliegen gerecht zu werden: *Und jetzt? Was hast jetzt noch? Sag's nur, na, wenn ich's beantworten kann, dann tu ich's!*¹⁹⁷ Dazwischen aber erzählt sie einfach ihre Lebensgeschichte als Häuslerstochter und Holzhauerin im Bayerischen Wald, führt dabei die "eingebildeten" Eisenbahnerkinder am Grenzbahnhof vor, die reichen böhmischen Hoteliers, SS-Männer, amerikanische Soldaten und tschechische Partisanen. *Mei, wir haben viel erlebt an der Grenz*¹⁹⁸, bemüht sie sich gelegentlich, das Erzählte an mein Thema rückzubinden – und tatsächlich ist so nahe an der Grenze einfach alles auch Grenz-Erleben.

Für andere Gewährsleute standen eher die ethnische Grenze zwischen Deutschen und Tschechen oder die Trennlinie zur "alten Heimat" der Heimatvertriebenen im Vordergrund, die innerböhmische Sprachgrenze oder der Eiserne Vorhang, ihre Hoffnungen in die Grenzöffnung von 1989/90 oder aber die eigene Einsamkeit, aus der man erzählend flüchten will. Viele kamen erst über weite Umwege zur Grenze und führten oft gerade dadurch überraschende neue Aspekte ein. Als Gedächtnis- und Gesprächsstütze diente ein Frageleitfaden mit allgemeinen Fragen zur persönlichen Lebensgeschichte, den wichtigsten historischen Etappen oder zu Problemen, die mir durch andere Interviews oder das Archivstudium aufgefallen waren. Auf keinen Fall sollte formell "abgefragt" werden, die vorbereiteten Anregungen und Anknüpfungspunkte aber waren immer wieder hilfreich, zumindest bis man sich warmgeredet hatte. Gelegentlich forderten Interviewte selbst eine strenge Strukturierung ein, sei es aus Unsicherheit und der Angst, ins Ungeisse "abzustürzen" oder um den mir zugeschriebenen Kriterien "ordentlicher" historischer Forschung Genüge zu tun – um nicht zu sagen: um allzu bedrängend Persönliches oder "nur" Subjektives außen vor zu halten. Natürlich wirken solche Fragen richtunggebend; weitaus die meisten Gewährsleute aber hatten dennoch ihre "Erzählvorräte" quasi abrufbar parat oder wußten zumindest, worauf es ihnen selbst ankam, so daß sich meine Voreinstellungen immer wieder als irrelevant erwiesen.

Diese flexible Handhabung des Frageleitfadens (den ich immer neu meinem Wissensstand und der vorläufigen Einordnung der Gesprächspartnerinnen und -partner anpaßte) verweist neben der Eingrenzung eines lebensweltlich relevanten Problembereichs auf zwei weitere Momente problemorientierter Forschung: die Gegenstands- und die Prozeßorientiertheit. Das Forschungsinstrumentarium muß demnach immer wieder auf die Gegebenheiten eingestellt werden, die Forscherin sieht sich mit der Gewährsperson in einen gemeinsamen "Selbstverständigungs- bzw. Verstehensprozeß" eingebunden,¹⁹⁹ wo

¹⁹⁶ Der Ausdruck "Tschechei" ist durch seinen verhöhnenden, nationalsozialistischen Gebrauch z.B. als "Rest-Tschechei" nach der Okkupation des Sudetenlandes pejorativ konnotiert; dennoch ist er umgangssprachlich im heutigen bayerischen Grenzland nicht mehr wegzudenken und hat dabei jene zeitgeschichtlichen Sinngehalte weitgehend verloren. Dies gilt vor allem für jüngere Tschechen, während er bei Älteren noch gelegentlich mit unangenehmen Assoziationen verknüpft ist.

Im übrigen war in den 30er Jahren auch bereits der Begriff "Tschechien" als Spottname der nationalistischen sudetendeutschen Presse in Gebrauch.

¹⁹⁷ Interview am 13.10.1989.

¹⁹⁸ Ebd.

¹⁹⁹ Witzel: Verfahren der qualitativen Sozialforschung, S. 71.

es das eigene Vorwissen beständig zu erweitern und zu korrigieren gilt. Die Interviews spiegeln so nicht nur die Situation der Befragten, sondern sind auch Momentaufnahmen aus dem Forschungsprozeß, in denen sich sukzessive neue Ausblicke auftun. "Die Antworten stellen Fragen", formuliert Lutz Niethammer;²⁰⁰ es kommt darauf an, auf diese Fragen zu hören – sie sprechen die Sprache der Grenze.

Die meisten Interviews fanden im "klassischen" Setting statt: nach telefonischer Vereinbarung in der Wohnung der Gewährsperson oder an einem anderen, ungestörten Ort, mit Frageleitfaden, auf Kassette mitgeschnitten oder schriftlich protokolliert. Nur mit drei Gewährsleuten, die auf besondere Weise erzählerisch in die Tiefe gehen mochten, führte ich Wiederholungsinterviews, ansonsten erschienen mir nach den eine halbe bis fünf Stunden dauernden Sitzungen meist das Thema und die Erzählbereitschaft der Befragten erschöpft. Mein Ziel war es schließlich weniger, über viele Gesprächstermine auf immer tiefere Persönlichkeitsschichten vorzustoßen, als die individuellen Selbst- und Weltbilder (die gerade in ihrer Stereotypisierung auf "öffentliche" Inhalte des kollektiven Gedächtnisses verweisen) so zu erkunden und ernstzunehmen, wie sie erzählt wurden. Mit vielen Interviewten aber kam es zusätzlich immer wieder zu informellem Austausch, in dem Veränderungen ihrer Lebenssituation oder persönlicher Einstellungen durch aktuelle Ereignisse wie z.B. die Grenzöffnung von 1989/90 reflektiert wurden.

Die Auswahl der Gewährsleute erfolgte weitgehend nach dem Zufallsprinzip durch Verweisungen und Vermittlungen im Feld, entlang "meines" 100 km langen und ab der Grenzlinie jeweils maximal 20 km breiten Grenzabschnitts – in einem Gebiet also, dessen Randpunkte bayerischerseits die Kreisstädte Regen und Freyung und in Böhmen Nýrsko und Český Krumlov abstecken. Die historische Tiefe meiner Untersuchungen hingegen war weitgehend vom kollektiven Gedächtnis selbst bestimmt: Die Geschichte konnte miteinfließen, soweit sie eben eine wahrnehmbare Rolle in den Erinnerungen und Identitätsbildern der Gewährsleute spielt (was natürlich nicht unbedingt eigenes Erleben voraussetzt). Bei Menschen, die in einem Jahrhundert grenzübergreifender Katastrophen und der ständigen Umschichtung politischer Verhältnisse ihr Leben im Grenzgebiet verbrachten, kann die Grenze tief in die Biographie eingreifen. Hier entstehen bei aller Themenzentriertheit von selbst lebensgeschichtliche Interviews, wobei nach Witzel die biographische Methode ohnehin ein wesentliches "Teilelement" des problemorientierten Ansatzes darstellt.²⁰¹ Sie erlaubt es der Fragenden, Entstehungsbedingungen von Lebenshaltungen und den lebensgeschichtlichen Hintergrund von Einzelgeschichten nachzuvollziehen, und sichert den Interviewten ihre Kompetenz, ihrem Erzählen einen festen Grund zu.

Biographische Interviews entstanden vor allem – jedoch nicht ausschließlich – mit älteren Menschen: alteingesessenen Einwohnern und Einwohnerinnen bayerischer Grenzorte oder den nach dem Krieg aus dem Böhmerwald Ausgesiedelten, die eine der größten Erzählergruppen stellen. Durch ihr Vertreibungsschicksal und dessen gesellschaftliche Anerkennung in der Nachkriegsöffentlichkeit liegt ihrem Selbstverständnis eine Informantenrolle noch am nächsten. Allerdings kann man auch bei ihnen nicht, wie es das Auftreten von Verbandsfunktionären gelegentlich nahelegt, von einer geschlossenen Gruppe

²⁰⁰ Niethammer: Fragen – Antworten – Fragen, S. 396.

²⁰¹ Witzel: Verfahren der qualitativen Sozialforschung, S. 74.

mit einheitlichem ideologischen Weltbild sprechen, sondern trotz aller herkunfts- und erlebensbedingten Gemeinsamkeiten fallen gerade bei ihnen große, häufig klassenspezifische Unterschiede auf.

Diesen meist über Sechzigjährigen, die "raus" mußten über die Grenze, stehen diejenigen gegenüber, die nicht "raus" durften: verbliebene Deutschböhmen und deren Kinder, die im Zwiespalt zwischen Familie und Muttersprache einerseits und öffentlicher Diskriminierung und Akkulturationsdruck andererseits eine ambivalente, binationale Identität entwickelten. Nur drei lebensgeschichtliche Interviews (dafür aber viele informelle Gespräche) konnte ich dagegen bei tschechischen Grenzlandbewohnerinnen und -bewohnern aufzeichnen. Vor der Revolution waren solche Kontakte nicht nur wegen der Sprachbarriere und auch nicht nur aufgrund offenen politischen Drucks erschwert; erst der November 1989 brachte in größerem Umfang Anknüpfungspunkte für Gespräche und Gedankenaustausch. Wegen der vor dem Krieg fast durchgängig deutschen Besiedlung des Böhmerwald-Grenzgebiets sind tschechische Gewährsleute, die bereit und in der Lage wären, über Kriegs- und Vorkriegszeiten zu erzählen, eher rar, so daß ich regelmäßig doch wieder auf Deutschstämmige verwiesen wurde. Die jungen Leute, deren Familien später zugewandert sind, sprechen nur selten deutsch und fühlen sich auch kaum "zuständig" für die Geschichte dieses Grenzlands – erweisen sich aber als umso aufgeschlossener, wenn es um die gegenwärtige Annäherung beider Grenzseiten geht.

Ebenso schwierig war es aber auch, für Interviews die im bayerischen Grenzgebiet mit der selbstverständlichen Realität des Eisernen Vorhangs Aufgewachsenen zu gewinnen, denen sowohl das Bewußtsein einer "fertigen", erzählbaren Biographie wie auch einer persönlichen Bedeutung der Grenze fehlt. Auch hier wich ich meist auf Niederschriften von Zufallsgesprächen aus, oder aber auf Kurzbefragungen bzw. auf Gruppeninterviews, in denen im kommunikativen Austausch gemeinsam Assoziationsketten aus Meinungen und Gegenmeinungen, Erfahrungen und Erinnerungen konstruiert oder rekonstruiert werden können.

Des weiteren führte ich mit Männern, die von Amts wegen mit der Grenze zu tun haben – aus Wirtschaft oder Politik sowie als "Personal" an der grünen Grenze bzw. den Grenzübergängen – vor allem auf bayerischer Seite Experten- oder "Eliteninterviews", wie sie Niethammer nennt.²⁰² Dies waren Gespräche, die stärker in den Bereich des halbstandardisierten Interviews mit seinem festen Fragenkatalog gerieten. Vielleicht aber waren meine Fragen doch ungewohnt kulturhistorisch angelegt oder wirkten einfach naiv im Politiker- oder Beamtenalltag: Viele jedenfalls ließen sich dazu verleiten, die amtsübliche, sachlich-routinierte Berichterstattung immer wieder zu durchbrechen, gaben dem freien Erzählen Raum und verschafften mir allerhand persönliche, familiäre oder dörfliche Einblicke in den Grenzalltag. *Ich habe auch viel erlebt!*,²⁰³ so das überraschende Erzählangebot eines Grenzlandpolitikers und Wirtschaftsexperten, dem ich meine eben auch subjektiv-biographischen Ansätze erklärte – und der sich dann im späteren Interview von meinen eher regionalpolitischen Fragen zu allerhand persönlichen Erlebnissen und Gedankengängen führen ließ: *Aber das ist auch interessant, ich mache das das erste Mal, so ein Gespräch.*²⁰⁴

²⁰² Niethammer: Fragen – Antworten – Fragen, S. 420-422.

²⁰³ Gespräch am 3.7.1990.

²⁰⁴ Interview am 14.9.1990.

Witzels Forderung der Gegenstandsorientiertheit führt also notwendig zu einer "Integration von Methodenelementen", zu dem bei ihm das Interview, die Einzelfallanalyse, die biographische Methode und die Gruppendiskussion gehören.²⁰⁵ Interessante Schlaglichter auf die Oberfläche des kollektiven Gedächtnisses, auf öffentliche Interessenlagen und Einstellungen zur Grenzsituation in einem sozial derart differenzierten und sich zudem rapide verändernden Forschungsfeld erbrachten zudem acht Umfrageaktionen im öffentlichen Raum: Während diverser Grenzöffnungsfeiern, auf Stadtplätzen, einem Fußballplatz oder in einer Jugendkneipe sammelte ich auf eine Eingangsfrage hin jeweils bis zu zwanzig Statements unterschiedlicher Länge, erntete auch Verständnislosigkeit und irritierte Abweisungen. Diese Umfragen, die meist sehr eindeutig aktuelle Stimmungslagen wiedergeben, bilden ein wichtiges Korrektiv zu den komplex strukturierten Interviews, in denen spontane Stellungnahmen vielfach relativiert und aufgebrochen werden.

Grenzen im Gespräch

Interviews müssen als Interaktionsprozeß verstanden werden, in dem sich die Gesprächsteilnehmer aufeinander einstellen und sich gegenseitig ihre Rollen zuschreiben – einem interaktiven Code folgend, der sich über Reaktion und Gegenreaktion, Übertragung und Gegenübertragung konstituiert. Auch dabei sind grobe Typisierungen möglich: Wie ich feste Gruppen von Ansprechpartnern und -partnerinnen ordnete, so wiederholten sich auch die Rollen, in die ich mich von diesen versetzt fühlte.

Im Vordergrund stand zunächst das Gegenüber von Forscherin und Gewährsperson als Ausgangssituation und Rahmen des Interviews. Dieses Verhältnis ist aber auch am meisten dazu angetan, Ängste zu erzeugen: die vor der Wissenschaft als übermächtiger, "ausforschender" Institution einerseits, andererseits die "Angst des Forschers vor dem Feld", vor einem selbstdenkenden und -beobachtenden Forschungssubjekt.²⁰⁶ Diesem fordert man – als Unbekannte und als Forscherin – einen Dienst ab, der mit der Preisgabe persönlicher Lebensinhalte verbunden sein kann; sozialwissenschaftliche Strategien zur "Hervorlockung" von Geschichten und taktische Rollenspiele nach Gebrauchsanweisung sind dabei nicht am Platz: Wie soll man hören können, was "das Feld" zu erzählen hat, wenn man darauf aus ist, manipulativ bestimmte Erzählinhalte "herauszukitzeln" – ganz abgesehen davon, daß derartige (durchschaubare) Tricks eine Vertrauensbasis unmöglich machen und Forschende, die ständig um ihre Entlarvung fürchten müssen, in ein angstbesetztes Hasardspiel verwickeln?²⁰⁷

Die Forscherrolle verleiht keinen Anspruch darauf, alles zu erfahren; außerdem können gerade das Schweigen oder ein Stocken des Gesprächs unmittelbar vom Interaktionscode, d.h. von gesellschaftlichen Rollenspielen induziert und somit selbst forschungsrelevant sein. So werden Schuldgefühle, die der Themenkreis Nationalsozialismus und Vertreibung wachruft, u.U. als Rechtfertigungszwang gegenüber einer Angehörigen der

²⁰⁵ Witzel: Verfahren der qualitativen Sozialforschung, S. 74.

²⁰⁶ Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld.

²⁰⁷ Vgl. dazu Dornheim: Kranksein im dörflichen Alltag, S. 61 sowie Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld, S. 57.

nachfolgenden Generation erlebt – die Frage "habt ihr nichts gewußt" oder "warum habt ihr mitgemacht" schien oft umso stärker das Gespräch mitzubestimmen, je weniger ich sie direkt ansprechen wollte. In anderen Fällen konnten über die Interviewsituation gesellschaftliche Autoritätsstrukturen direkt in den Forschungsprozeß eingreifen. Besonders deutlich wurde das in Gesprächen mit Jugendlichen, die mich als Ältere offenbar schulischen Hierarchien eingliederten und damit eine schwer auflösbare, ungemütlich-steife Rollenverteilung schufen: So z.B., wenn eine Gruppe mich beharrlich siezte und ich durch mein ebenso beharrliches, "ebenbürtiges" "ihr" die Kluft nur noch weiter vertiefte.²⁰⁸

Solche Gesprächsbarrieren und Leerstellen lassen oft überraschende Rückschlüsse auf das Forschungsfeld selbst zu, trotzdem kann jedes Gespräch eine eigene Dynamik entwickeln, Hierarchien und Asymmetrien verändern und umdrehen. Viele Gewährsleute entschärften allein durch die Aktivität und das Selbstbewußtsein, mit dem sie das Interview in die Hand nahmen, ein "Ausgeliefertsein" an asymmetrische Machtverhältnisse und eine wissenschaftliche Instrumentalisierung als "Forschungsobjekt". Meine diesbezüglichen Bedenken traten zunehmend in den Schatten anderer Irritationen, wenn es mein Gegenüber immer wieder verstand, mit größter Selbstverständlichkeit meiner "überlegenen" Forscherrolle den Boden wegzuziehen: ein Gewährsmann z.B., der sich einfach die Frageliste griff und damit wohlwollend auch mein Geschichtswissen testete, eine Frau, die mit der kategorischen Erklärung, daß politische Inhalte von ihr und von mir nicht gewollt sein könnten, nur ausgewählte und unverfängliche Textpassagen zur Folklore ihrer "alten Heimat" für das Tonband freigab – meinen Erwartungen dezidiert ihre Selbstdarstellungswünsche gegenübersetzend.

Vielen Gewährsleuten verschaffte mein Interesse die ZuhörerIn, die ihnen sonst im Alltag fehlte, manche sahen in mir auch ein Sprachrohr, um ihre Anliegen der Welt klarzumachen. Dieser Wunsch nach Überlieferung kann und soll in gewisser Weise erfüllt werden, andererseits aber geht es gerade auch darum, Weltbilder als mythische Fixierungen zu bestimmen und aufzubrechen. Eine nicht mehr aufhebbare Asymmetrie des Forschungsverhältnisses setzt daher erst auf der Ebene der Analyse und Darstellung der Forschungsergebnisse ein, auf die die Gewährsleute keinen Einfluß haben. Hier erfordert ein fairer Umgang mit dem Vertrauen der Gewährsleute z.B. eine Anonymisierung der Namen, auch wenn dies bei regional bekannten Gewährsleuten oder bei exponierten Politikern manchmal nur bedingt nutzbringend ist. Andererseits wurde die Anonymisierung in keinem einzigen Fall explizit verlangt, was hoffentlich als Zeichen dafür gewertet werden kann, daß selbstbestimmt erzählt wurde (aber auch auf Vorstellungen einer Wissenschaft zurückgehen mag, die nur mit harten Daten operiert und Privates selbstverständlich ausklammert).

Daß es keine kategorischen Absagen gab (außer bei Umfrageaktionen, bei denen ich Unbekannten sehr unvermittelt das Mikrofon unter die Nase hielt, und abgesehen von wenigen Fällen, wo man mich mit der Begründung, zu jung zu sein oder nichts Bedeutendes erlebt zu haben, an heimatkundlich "Kompetentere" weiterverwies), interpretiere ich nicht nur als Hinweis auf große Hilfsbereitschaft, sondern auch auf ein Verständnis für meine Thematik und auf eine eigene Motiviertheit der Befragten – und sei es nur die,

²⁰⁸ Siehe S. 102.

selbst einmal zu den Experten zu gehören und "einmal so weit auszuholen, wie sie es für notwendig halten, und Leitlinien zu entwickeln, die sich nur ihnen und von innen offenbaren."²⁰⁹

In besonderem Maße gilt dies für alte Leute: Hier bin ich nicht nur die informationsbedürftige Forscherin, sondern auch die Angehörige einer jüngeren Generation, an die man seine Lebenserfahrungen weitergibt. Seltener bot gerade mein Alter Grund zu Vorbehalten wie bei einer etwa sechzigjährigen Frau, die ihre überschwenglichen, telefonischen Gesprächs-, Kontakt- und Fotoangebote schnell zurückzog, als sich herausstellte, daß ich nicht die erwartete Gleichaltrige war – was in ihr offensichtlich Zweifel an einer "richtigen" Weitergabe und Verarbeitung des Mitgeteilten wachwerden ließ.

Immer aber ist bei solchen Einschätzungen auch, mehr oder weniger vordergründig, eine geschlechtsspezifische Rollenzuweisung im Spiel. Gelegentlich schien es, als könne die mir zugewiesene Unbedarftheit einer jungen Frau, die als einzelgängerische Forscherin exotisch genug wirken mochte, alle Türen öffnen; wirtschafts- oder kommunalpolitische "Grenz-Experten" versorgten mich oft überraschend ausgiebig mit Hintergrundinformationen, manche nicht ohne einen Schlenker auf das nette "Rendezvous". Häufig wurde solche "Aufgeschlossenheit" für mich – als mehr oder weniger brav nickende Adressatin männlichen Imponiergehaves oder als unbegleitete Frau auf den oft vom Alkohol dominierten Grenz-Festivitäten – zu einer von Fluchtgedanken bestimmten Forschungsbarriere. Andererseits aber konnten unterschwellige "Flirtkonstellationen" auch zu einer offenen Gesprächsbewegung abseits von Anzüglichkeiten führen. Ein Gewährsmann brachte dies selbst zum Ausdruck, indem er die Interviewsituation offen mit dem Nachhilfeunterricht für seine tschechische Jugendliebe in der Vorkriegszeit assoziierte – und dies in eine schöne Geschichte über die Überwindung nationaler Gegensätze einspann.

Ganz andere Rollenidentifikationen und "Verführungssituationen" entstehen altersunabhängig in Interviews und Gesprächen unter Frauen. Manchmal ist es das Gefühl schicht- oder generationsspezifischer Gemeinsamkeit oder einfach Sympathie, die das Gespräch trägt. Eine ehemalige Lehrerin schlug gleich bei der ersten Begegnung eine Brücke: Sie habe mich im selben Moment anrufen wollen, als ich das tat, manchmal habe sie eben so einen Draht zu jemandem! In anderen Fällen stellt sich eine Art "komplizinnenhafte Verständigung" her, wie Susanne Sackstetter dies nennt – über Frauenthemen wie die Probleme einer Arbeiterin mit ihrem trinkenden Mann oder der anstrengenden Hausarbeit, die ihr trotz ihrer Krankheit niemand abnimmt.²¹⁰

Solche Solidaritätsbedürfnisse zeigten sich besonders deutlich bei der Feldforschung in böhmischen Ortschaften. Dort war ich ja auch die Deutsche und Westlerin, was zu ähnlichen Interessen aneinander führte, wie sie Dietmar Sauer mann anhand seiner Beziehung zu einem Gewährsmann beschreibt: "Ich – so hatte es den Anschein – sollte ihm allein gehören. Mein Interesse an ihm wertete seine Position in der Familie und vielleicht sogar im Dorf auf. Ich entsinne mich noch deutlich, wie er mich mehrmals bei Bekannten im Ort voll Stolz herumzeigte. Und ich, ich fühlte mich geschmeichelt und durch ihn

²⁰⁹ Steffen: Zur lebensgeschichtlichen Methode, S. 316.

²¹⁰ Sackstetter: "Wir sind doch alles Weiber", S. 166.

irgendwie bestätigt."²¹¹ Die Bekanntschaft mit "der von draußen" kann in einem Böhmerwalddorf die eigene Person und das eigene Deutsch-Sein aufwerten; sie schafft eine Verbindung zu einer glänzenden Welt, von der man lange und schmerzlich abgeschnitten war. Trotzdem ist diese Rollenverteilung auf beiden Seiten ambivalent besetzt, schließlich sind bayerische Besucher in tschechischen Grenzdörfern immer wieder als diejenigen zu erleben, die rücksichtslos ihre Währungsvorteile ausnutzen und ihren Wohlstand zur Schau stellen. Und wenn es mir das Interesse an mir einerseits leicht machte, mich wohlzufühlen, so setzten mich andererseits die Angst vor Mißtrauen und den Einschätzungen der Dorfbewohner und -bewohnerinnen einem nicht einlösbaren Anpassungs- und Legitimationsdruck aus – was z.B. dazu führen konnte, daß ich im Bestreben, mich über die vorhandenen Erwartungen hinaus zu revanchieren, die Verhältnisse unnötig komplizierte.

Viele, vor allem jüngere Tschechinnen und Tschechen aber thematisierten immer wieder sehr offen unsere unterschiedlichen Lebenserfahrungen. Manche versuchten mir klarzumachen, daß ich die Probleme ihres Landes aus meiner Perspektive doch kaum verstehen könne: Bilder des verwöhnten Kindes aus dem Westen oder der ideologisierenden Studentin, die den Ernst des Lebens nicht abschätzen kann? Von der Hand zu weisen waren die Vorbehalte jedenfalls nicht, denn zu trennen schienen uns nicht nur die (regelmäßig zitierten) vierzig Jahre, sondern einfach alles, Kultur und Sprache, Alltag, Sozialisation, Geschichte.

So wie in Böhmen immer wieder fremde Denkformen gegen meine Weltbilder und Projektionen prallten, so beeinflusste das Bild einer (potentiell) Andersdenkenden auch Interviews im bayerischen Grenzgebiet: bei dem CSU-Politiker, der im Laufe des Interviews immer bereitwilliger ökologische Positionen und seine Sympathien für die deutsch-böhmische Sozialdemokratie der Vorkriegszeit vertrat, ebenso wie bei dem ehemaligen Nationalsozialisten, der mir als Vertreterin der Wissenschaft sowie auch derselben Jugend, der *heut' geschichtlich alles unterschlagen* werde, verbittert zugestand, seine "unpopulären" Ansichten ruhig namentlich zu veröffentlichen – *wenn sie mich morgen abholen, dann ist's wurscht*.²¹²

Solche Reaktionsmuster aber sind nun nicht einfach als Verfälschungen oder Beeinflussungen der Forschung abzuwerten. Denn wie jede Erinnerungstätigkeit braucht das Interview den Gegenwartskontext, der es hervorbringt: "Wir können das Entstehen der Bedeutung der Zeichen, der Semata, nur im Hinblick auf die jeweilige Situation, in der der Mensch steht, festlegen. Die historische Situation mit ihren Aufträgen bekundet sich im Menschen und tritt 'ins Wort' im Gespräch. (...) Das Gespräch erweist sich somit nicht nur als eine Weise der Vermittlung von bestehenden Wissensinhalten, sondern als eine ursprüngliche Methode, neues Wissen zu schaffen."²¹³ Das Interview entsteht in einem dynamischen Prozeß beständiger Deutung und Umcodierung, in dem Vorannahmen über das Gegenüber ständig korrigiert werden müssen: Der leibhaftige Gesprächspartner wirkt ganz anders, als man ihn sich am Telefon vorgestellt hatte, der Eindruck der Wohnung, der Einstieg ins Gespräch – Utz Jeggle hat diesen als bedeutsames Initial analysiert,

²¹¹ Sauermann: Gedanken zur Dialogstruktur wissenschaftlicher Befragungen, S. 149.

²¹² Interview am 30.3.1988.

²¹³ Grassi/Schmale (Hg.): Das Gespräch als Ereignis, S. 26.

in dem das Gespräch inhaltlich und emotional bereits vorgezeichnet ist, das Unsicherheiten und Erwartungen von beiden Seiten signalisieren kann.²¹⁴ Viele der Interviews begannen steif, mit unverfänglichem historischen Datenmaterial, andere steckten vorsichtig erst einmal das eigene Lebensumfeld oder den geographischen Erzählbereich ab, um erst allmählich auf individuellere und persönlichere Mitteilungen vorzustoßen.

Ein besonders intensives Interview führte ich mit einem pensionierten Böhmerwäldler: Langsam und bemüht, sich in meine Fragen einzudenken, erzählt er wohl eine Stunde lang aus der unnachgiebig-bitteren, antitschechischen Perspektive, die ich von vielen national eingestellten Vertriebenen kenne – bis plötzlich ebenso engagiert und betroffen vom Schicksal sozialdemokratischer Freunde und Verwandter die Rede ist, von Dachau, Flossenbürg, Auschwitz, und von seiner Wut auf die Nazis von damals und heute. Als Forscherin empfinde ich dies als erleichternde und entlastende Wende, und sicher bedurfte es für ihn des langen Rückgriffs auf das Weltbild eines deutschen Vertriebenen ebenso wie der eindringlichen Blicke auf mich, bis er die zweite, aus seiner Erfahrung wohl weniger gesellschaftskonforme Haltung artikulieren mochte. Aber war es tatsächlich eine Wende, sind beide Haltungen tatsächlich unvereinbar? Eher wohl spiegeln sie die realen Erfahrungen und die Ambivalenz deutschböhmischer Sozialdemokraten, die als Opfer der Tschechen wie der Deutschen immer auf der falschen Seite standen. "Dieser Prozeß der Konfrontation hört nie auf", formuliert Maya Nadig,

„immer neue Bilder und Übertragungen entstehen, sowohl bei mir wie bei den anderen, und gestatten, wenn sie aufgelöst werden, die Wahrnehmung eines weiteren, bisher nicht sichtbaren Aspekts der Kultur. In den projizierten Bildern und Rollen symbolisieren und verdichten sich konkrete Erfahrungen, konflikthafte historische und aktuelle Widersprüche, die auf die teilweise verdrängten, teilweise unlösbaren Konflikte der Gemeinde oder einer Familie hinweisen (...). Die Ethnologin wird durch ihre eigenen Projektionen ebenfalls auf ihre persönliche Geschichte, ihre akademische Rolle und vor allem auf ihre theoretischen Fixierungen und dogmatischen Erklärungsmuster verwiesen.“²¹⁵

Dieser Gesprächsbewegung wegen zog ich das mündliche Erzählen der autobiographischen Niederschrift vor, die mir auch gelegentlich angeboten wurde. Im erzählerischen Dialog können die Interviewten ein "Widerspruchspotential (...) gegenüber verkürzten Generalisierungen" entwickeln und zur Geltung bringen; zudem erlaubt es der biographische und interaktive Gesamtkontext des Interviews, auch zeitgeschichtliche oder heimatkundliche Stereotypen und ideologische Versatzstücke (die für die Vertriebenen aufgrund ihrer über vierzigjährigen "Schicksalsgemeinschaft" prägend geworden sind) als Hülsen für individuelle und durchaus differenzierte Inhalte zu decodieren.²¹⁶

Dieses gemeinsame Vorantreiben des Interviews braucht eine Basis des Vertrauens, es braucht auch seine "Flirts" und wechselseitigen Verführungen: Nur so kann das Gespräch seinen Code als "gemeinsamen Vorstellungsraum" aufbauen, in dem es sich bewegt.²¹⁷ Deshalb war es mir wichtig, nicht durch "eine dogmatisch verstandene Interaktionsabstimmung", die nach Jutta Dornheim "die eigene Mitverantwortung für gemeinsame Erfah-

²¹⁴ Jeggle: Das Initial.

²¹⁵ Nadig: Die verborgene Kultur der Frau, S. 45.

²¹⁶ Niethammer: Fragen – Antworten – Fragen, S. 395.

²¹⁷ Michel: Biographisches Erzählen, S. 31.

rungsproduktion und -aneignung" verleugnet, die Preisgabe meiner Herkunft und Zielsetzung sowie auch eigener Haltungen zu verweigern – die schließlich ja auch kräftig mitbauen am Erzähltext des Interviews.²¹⁸ Trotzdem ärgerte ich mich im nachhinein immer wieder darüber, daß ich mich während des Gesprächs hatte "einwickeln", von der Logik meines Gegenübers einnehmen lassen, und gegen offenkundig falsche oder ideologische Positionen nicht klar Stellung bezogen hatte. Diese Verführungssituation war dabei stärker als die Abwehr solcher Ansichten – wenn ich andererseits auch immer wieder schwer erträgliche Erzählinhalte blockierte oder unwillkürlich abbrach: Hier wäre es dann besser gewesen, sich das Unbehagen rechtzeitig bewußt zu machen und es evtl. als Nachfrage produktiv in den Dialog einzubringen. Die Verpflichtung zuzuhören sollte also nicht in einem für beide unbefriedigenden Forscheropportunisten enden, andererseits aber ist ein lebensgeschichtliches Interview ohne eine grundsätzliche Einstellung gegenseitiger Akzeptanz kaum führbar. So passierte es mir in einem Fall, daß eine offenkundig wechselseitige Antipathie (die ich nicht auflösen und mir nur schwer erklären konnte) kaum eine gemeinsame Gesprächsbasis zuließ. Das vielstündige Interview war spürbar von Unausgesprochenem und Zurückgehaltenem dominiert, und ich blieb im Konflikt zwischen einem schlechten Gewissen angesichts des schicksalhaften Lebenswegs meiner Gesprächspartnerin und der Wut über ihre beredete Informationsverweigerung und ihr Mißtrauen hängen, das sie mir gleich am Gesprächsbeginn nur allzu deutlich nahebrachte: mit Berichten über die kommunistische Beeinflussung heutiger Studenten und über die Warnungen ihrer Schwester vor dem Interview mit mir. Offensichtlich hatte bei ihrer Zusage lediglich der Wunsch, durch mich ihr heimatkundliches Wissen festhalten zu lassen, die Oberhand behalten.

Im allgemeinen aber erleichterte es gerade meine Rolle als Außenstehende, Sympathien zu entwickeln, ohne überzeugen zu müssen. Ich brauche keinen alltäglichen Handlungsraum mit dem Interviewten zu teilen und konnte es mir so leisten, auch Rechtfertigungsstrategien oder Lebenslügen Verständnis entgegenzubringen. Demgegenüber sind Interviews etwa im engen Bekannten- oder Verwandtenkreis problematisch. Hier können die Grenzen zum Gegenüber allzusehr verschwimmen, kann eine persönliche Involviertheit übermächtig werden, die oft schwer als solche erkennbar und interpretierbar ist. So merkte ich immer wieder, daß in Feldsituationen im Bayerischen Wald meine Konzentrations- und Wahrnehmungsfähigkeit mit dem Gefühl abnahm, hier "Heimspiel" zu haben. Die Spannung zwischen eigener und fremder Kultur kann zwar durchaus auch in der nächsten Nachbarschaft, in einer "Ethnographie des Inlands", erfahren werden, ein gewisses Maß an Fremdheit und Entfremdung (ohne in eine bereits wieder projektive Exotik zu verfallen) ist jedoch unabdingbar.²¹⁹ Feldforschung, als Spiel von Abgrenzung

²¹⁸ Dornheim: "Ich kann nicht sagen: Das kann ich nicht", S. 151; vgl. dazu Erdheim: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit, S. 20-22; Saueremann: Gedanken zur Dialogstruktur wissenschaftlicher Befragungen, S. 148 f.

²¹⁹ Diese Entfremdung im Feld in der Begegnung mit dem Fremden beschreiben Mario Erdheim und Maya Nadig mit dem Begriff des sozialen Sterbens, der allerdings nicht mit einem völligen Verschwinden jeglicher soziokultureller Erfahrung und damit mit einem distanzlosen Aufgehen im Feld zu verwechseln ist: "Das soziale Sterben ist jener Prozeß, in dem die klassen-, kultur- und zum Teil geschlechtsspezifischen Rollenidentifikationen zerfallen, so daß unbewußte Identifikationen und die dazugehörigen Werte bewußt werden. Alteingesessene Identitätsstützen kommen ins Wanken, und der Abwehrcharakter der Wahrnehmung und Kommunikation schwächt sich ab." (Nadig: Die verborgene Kultur der Frau, S. 43).

und Aufeinander-Zugehen, muß Grenzen überschreiten, zugleich aber braucht sie eine bewußte und bewußtmachende Grenze des Eigenen zum Anderen.

Zur Materialisierung dieser Grenze im Interview wird immer wieder das Aufnahme-gerät. Hier korrespondierte meine Befürchtung, mit der Bitte das Gerät einschalten zu dürfen, einen Keil in das vielleicht schon so schön in Gang gekommene Erzählen zu treiben, wiederum mit Ängsten der Befragten: Das Mikrofon (das während des Gesprächs kaum vergessen wird) dringt als Medium der Öffentlich- und Verwertbarmachung in den privaten Raum der Gewährsperson wie auch des Gesprächs ein und hält das Wissen gegenwärtig, daß die Interviewerin "nicht nur diese Person, sondern auch eine Charaktermaske des Wissenschaftsbetriebs, der Kulturindustrie oder anderer Verwertungsinteressen ist."²²⁰ Verweigert wurde mir der Kassettenmitschnitt allerdings nur von wenigen Interviewpartnern und -partnerinnen in Böhmen. Dabei könnte auch wieder die Ost-West-Grenze eine Rolle spielen: so z.B. in der Begründung einer Gewährsfrau, nicht so gut deutsch zu sprechen wie die "draußen", in der Befürchtung also, daß das Gerät die nach westlichen Maßstäben beschämenden Unzulänglichkeiten draußen dokumentieren und verewigen würde.²²¹

Eine relativierende Überschreitung dieser Angstgrenze gelingt natürlich am besten, wenn sie als solche angesprochen werden kann – oder wenn z.B. eine Gewährsfrau gar durch Rückspulen und nochmaliges Abhören die Kontrolle über das Mikrofon gewinnt. Andererseits hilft diese Klarstellung der Forscherrolle mit, nicht im Feld aufzugehen; sie bleibt trotzdem zwiespältig, zwischen menschlicher Nähe und reflexiv-forschender Distanzierung. Viele Feldforschungsbeziehungen, über einige Stunden hinweg aufgebaut, werden abgebrochen, wenn der Informationsbedarf der Forscherin gedeckt ist. Wenn mich jedoch ein 86jähriger Gewährsmann zum Wiederkommen einlädt und mir vom Fenster aus nachwinkt, und ich wenige Monate später aus der Zeitung von seinem Tod erfahre, kann ich mich kaum mehr hinter dieser Rolle verstecken. Schließlich bleibt nichts anderes übrig, als mit Jutta Dornheim eben ein "ausbalancierendes Eingehen auf die Bedürfnisse und Möglichkeiten der Befragten, der eigenen Person und auf die Erfordernisse des Forschungsziels" zu versuchen.²²²

Die Interviewsituation als ein Balanceakt zwischen Nähe und Distanz, Gleichheit und Verschiedenheit, Eigenem und Fremdem macht also selbst die Grenze, die Dialektik von Geschlossenheit und Grenzüberschreitung zum Thema; als Rollenspiel, in dem sich Identifikation und empathisches Einfühlen einerseits und ein distanzierendes Gegenüber andererseits wechselseitig bedingen und das Formulieren der jeweils eigenen Position, das Erzählen der eigenen Geschichte ermöglichen. Generative, geschlechtsspezifische, soziale, ethnische, staatsbürgerliche, ideologische... Rollenzuweisungen ziehen in der Erhebungssituation exemplarisch die inhaltlichen Grenzen der Untersuchung nach. Sie können selbst wertvolle Aufschlüsse bieten – solange sie nicht als Rollenfixierungen bestehen

²²⁰ Niethammer: Fragen – Antworten – Fragen, S. 399.

²²¹ Hier vermutete ich zunächst eine allgemein geringere Gewöhnung an Technik als in Deutschland. Berichte von Libuše Volbrachtovej über ihren problemlosen Tonbandgebrauch bei Interviews in der Tschechoslowakei (unter politisch wesentlich angsterregenderen Umständen) sowie die häufigen Aufforderungen tschechischer Mittelsleute, die Gespräche doch aufzuzeichnen, legen als Begründung eher die Grenze zu mir als Westlerin nahe.

²²² Dornheim: "Ich kann nicht sagen: Das kann ich nicht", S.152.

bleiben, "welche die Wahrnehmung der Realität einschränken und die Begegnung von Subjekten anstatt von Rollenträgern verhindern."²²³ So kann der Forschungsprozeß die Struktur und die Dynamik des Forschungsfelds spiegeln, auch seine Grenzziehungen – und deren ständige Entgrenzung und Überschreitung, die den Blick auf neue Realitäten freigeben, den Grenzraum umcodieren und neue Wirklichkeiten schaffen.

Teilnehmende Beobachtung und historische Quellenforschung

Dieses dialogische Spannungsfeld, das Grenzen gerade durch ihr Überschreiten sichtbar werden läßt, entsteht nicht nur im offenen Interview, sondern in allen Feldsituationen ebenso wie im reflexiven Umgang mit Quellentexten: Grenzen erweisen sich dabei in erster Linie als die eines intersubjektiven, sozialen Gegenüberstehens; sie lassen sich begreifen "als ein die Gesamtheit der Gesellschaft betreffendes Phänomen (...), als ein Konstrukt, das aus der Überschneidung sämtlicher gesellschaftlicher Kräfte entsteht" – als "fait social total", eine "totale soziale Tatsache", die für Maya Nadig (Marcel Mauss und Claude Lévi-Strauss folgend) nur über die Subjekte zu erfassen ist: als ihre Erfahrung, die alle gesellschaftlichen Lebensbereiche durchzieht.²²⁴ Grenz-Erfahrungen werden auch in der Begegnung mit der Forscherin aktualisiert, wodurch diese gezwungen ist, ihre eigenen subjektiven Anteile am Forschungsprozeß und ihren Ergebnissen mit zu reflektieren. Gerade weil der Einfluß der Subjektivität der Forscherin nicht ausgeschaltet werden kann, ist es notwendig, ihn über ein Forschungstagebuch zugänglich zu machen und den Interaktionshintergrund der Interviews offenzulegen – ohne dies unbedingt zum Thema der Forschung zu machen. Möglich wird das durch die von Maya Nadig entwickelte Methode der ethnopschoanalytischen Begleitung (die jedoch nicht mit ethnopschoanalytischer Forschung zu verwechseln ist: Mit ihrem Rückgriff auf Deutungsmuster und die Beziehungsarbeit der Psychoanalyse setzt diese die Auflösung von psychischen Widerständen vor semantische Sinndeutung, liegt damit außerhalb der Möglichkeiten und Zielsetzung dieser Untersuchung).

"Die während der Forschungsarbeit entstehenden Irritationen und Verunsicherungen können die Forscherin auf Machtverhältnisse, ideologische Muster, Abwehrmechanismen und blinde Flecken in ihrer Denkweise aufmerksam machen, aber auch auf Einseitigkeiten und Androzentrismen in bestehenden Theorien. (...) Die selbstbeobachtende Begleitung soll Hindernisse, die aus idiosynkratischen, persönlichen Reaktionen (Ängsten, Konflikten, Sexualität, Anziehung), institutionellen Identifikationen und deren Abwehr (Projektion, Idealisierung, Verleugnung etc.), die zwischen der Forscherin und ihrem Gegenstand aufgebaut werden, bewußtseinsfähig und damit handhabbar machen."²²⁵

Ethnopschoanalytische Begleitung hilft, das Forschungsfeld auch zwischen den Zeilen lesen zu lernen; sie bietet außerdem eine kontrollierende Rückkopplung an seinen subjektiven und objektiven Kontext, die verhindert, daß die Texte unkritisch etwa als histo-

²²³ Nadig: Die verborgene Kultur der Frau, S. 44.

²²⁴ Ebd. S. 37.

²²⁵ Ebd. S. 39 f.

rische Datenträger rezipiert werden. Gefühle des Unbehagens, der Verunsicherung, des Überdrusses, der Wut, aber auch euphorische Identifikationsmomente werden für den Lernprozeß im Feld und für die spätere Interpretation nutzbar: Sie weisen auf eigene, festgefahrene Vorannahmen und Weltbilder, die hier offensichtlich mit fremden Sichtweisen kollidieren und korrigiert werden wollen, oder machen als Gegenübertragung auf Aggressionen und Verunsicherungen aufmerksam, die hinter allzu strammen Ansprachen oder formelhaft repetierten Bekenntnissen fühlbar sein können. Durch die Feldprotokolle wird so die "Differenz zwischen der Normalität der untersuchten Sozialkultur und derjenigen des Forschers" beschreibbar.²²⁶

Dazu müssen diese Niederschriften nicht unbedingt selbst in der Arbeit aufscheinen. Allerdings können die facettenreichen Beobachtungs- und Gedankenbilder den Bedeutungs- und Perspektivenreichtum kultureller Daten und den Diskurs zwischen Feld und Forscherin, die Komplexität des Felds und das Netz von Erklärungsansätzen auch direkt nachvollziehbar machen; eine "dichte Beschreibung" im Sinne Clifford Geertz' verhindert so, daß die Aufzeichnungen aus dem Feld, die Perspektive der Erforschten wie hinter nachträglich aufgesetzten Interpretationsrastern verschwinden:²²⁷ "Als ineinandergreifende Systeme auslegbarer Zeichen (...) ist Kultur keine Instanz, der gesellschaftliche Ereignisse, Verhaltensweisen, Institutionen oder Prozesse kausal zugeordnet werden könnten. Sie ist ein Kontext, ein Rahmen, in dem sie verständlich – nämlich dicht – beschreibbar sind."²²⁸

Die Interviewtranskripte werden also durch einen ebenso umfangreichen Fundus aus Feldprotokollen ergänzt, die jeweils im Anschluß an die Interviews entstanden bzw. einen offenen Prozeß teilnehmender Beobachtung begleiteten. Wichtig war, Beobachtungen und Irritationen aufmerksam zu memorieren und am selben Tag noch unter dem Eindruck der Felderlebnisse schriftlich oder auch nur auf Band zu fixieren. Ausgehend von meinem Wohnort im Bayerischen Wald versuchte ich so, die Grenze dort aufzuspüren, wo immer sie sich zeigen konnte: In der Landschaft oder in Ortschaften, auf Feiern und sonstigen Veranstaltungen, in Alltagsgesprächen... Die intensivsten Forschungsphasen stellten natürlich mehrere etwa einwöchige Forschungsaufenthalte im Böhmerwald dar, in denen ich mich von Beobachtungen, Begegnungen und Gesprächen treiben ließ. Trotzdem war auch dies eine Feldforschung mit "Netz und Tagesrückfahrkarte", die immer wieder die Verabschiedung über die Grenze ins Heimatliche möglich machte²²⁹ – eine Verlockung, der ich oft genug mit Rationalisierungen wie "ich habe ja eh schon genug erfahren", "hier passiert heute sowieso nichts mehr..." nachgab. Dennoch aber gab es immer neue "Stadien emotionaler Orientierungslosigkeit",²³⁰ die vor Ort begriffen und überwunden werden wollten, und immerhin verweisen ja auch die Fluchten aus dem Feld auf seine Grenzen und Differenzen.

²²⁶ Niethammer: Fragen – Antworten – Fragen, S. 411.

²²⁷ Das soll nun nicht bedeuten, ein Spiel von "Authentizität" und "Spontaneität" im Forschungsprozeß zu spielen und Feldnotizen möglichst unbearbeitet wiederzugeben: Im Gegensatz zu Interviewtexten, die ja die Widerständigkeit des Dialogs, die Gegenreden des Anderen enthalten, können Feldforschungserfahrungen in bearbeiteter und verdichteter Form leichter und intensiver nachvollziehbar sein als als "Rohmaterial".

²²⁸ Geertz: Dichte Beschreibung, S. 21.

²²⁹ Jeggle: Verständigungsschwierigkeiten im Feld, S. 111.

²³⁰ Ebd.

Auch hier werden wie in den Interviews Rollenzuschreibungen und das Spiel von Reaktionen und Gegenreaktionen wirksam; und auch hier ist es angebracht, sich nicht als bloß "Teilnehmende" zu verstecken, sondern die Rolle der "Beobachterin" möglichst offenzulegen (ohne daß daraus allerdings ein Anspruchsdenken gegenüber den Erforschten oder gar das Recht einer permanenten Belästigung abgeleitet werden darf). "Sind Sie von der Presse?" war eine übliche Reaktion auf Tonbandgerät und Notizblock. Die Forschungsutensilien provozierten Neugierde und wurden nicht selten als eine Gelegenheit ergriffen, nachzufragen und eigene Erfahrungen und Ansichten weiterzugeben. Die Forscherrolle reißt nicht nur mich, sondern auch die Erforschten aus der fraglos natürlichen Einstellung und fordert zu einer reflektierenden Distanz heraus – sie öffnet das Feld, das Nachdenken und die Weltbilder der Menschen einem Diskurs über die Grenze.

Die Forschungsprotokolle dienen aber nicht nur der (Selbst-)Reflexion und als Grundlage dichter Beschreibungen, sondern sind ganz einfach wichtiges Primärmaterial, das empirische Daten erschließt, die auf anderem Wege nicht festgehalten werden können und die besonders in bezug auf gegenwärtige Veränderungsprozesse im Grenzland unentbehrlich sind. Im Gegensatz zu den Interviews erlauben die Tagebuchnotizen als aktuelle Momentaufnahmen, etappenweise die Veränderungen im Feld wie auch in eigenen Vorannahmen und Interpretationshaltungen festzuhalten. Andererseits geben diese z.T. blitzlichtartigen und fragmentarischen Quellen das Feld als oft recht bruchstückartige Collage wieder – wie jeder andere Materialbereich ist also auch das Forschungstagebuch kritisch mit anderen Informationen zu kontrastieren und zu ergänzen.

So stehen den im interaktiven Austausch erhobenen Daten "statische" Quellen gegenüber, denen diese diskursive Bewegung fehlt: Mitschnitte öffentlicher Ansprachen oder Zeitungsartikel, die nicht nur aktuelle Ereignisse, sondern auch Meinungsströmungen und ideologische Ausdrucksmuster dokumentieren. Nirgends wirken Standardisierungen so stark wie hier. Wenn beispielsweise fast jede öffentliche Stellungnahme zur Grenze und Grenzöffnung im Jahre 1990 das Erstaunen anspricht, daß vor einem Jahr noch niemand habe ahnen können, daß... und die neue Rolle des Grenzlands in der Mitte Europas beschwört, so zeigen sich hier Veränderungen allgemeiner Denkmodelle ebenso wie in der Fülle von Zeitungsberichten über grenzüberschreitende Kontakte und Freundschaften, die in scharfem Kontrast zum jahrzehntelangen Desinteresse der Medien am tschechoslowakischen Nachbarland stehen. Diese Quellen fungieren als aussagekräftiges Scharnier zwischen individuellen Aneignungen der Grenzsituation und politisch-gesellschaftlichen Interessenstrukturen.

Prinzipiell gilt das auch für historisches Quellenmaterial, also für die Archivalien, Zeitungen und Zeitschriften aus Vorkriegszeiten und für diverse Chroniken, die ich z.B. in Ortsarchiven, dem Kreisarchiv Regen sowie im Aktenbestand des Bayerischen Staatsarchivs Landshut aus den Bezirksämtern Regen, Grafenau und Wolfstein sichten konnte.²³¹ Schwieriger gestaltete sich die Archivforschung in der Tschechoslowakei, wo ich im Státní oblastní archiv in Český Krumlov vor allem Zeitungen aus den 20er und 30er Jahren auswertete; Archivalien aus dieser Zeit (ohnehin schon weitgehend in Tschechisch) waren noch nach den Bestimmungen der "alten Regierung" zur Einsicht gesperrt,²³² die neue

²³¹ Die alten Bezirke bzw. Landkreise Grafenau und Wolfstein sind heute zum Landkreis Freyung-Grafenau zusammengefaßt.

²³² Mitteilung von Jiří Zálaha, Státní oblastní archiv, Český Krumlov. Protokoll zum 26.1.1990; vgl. Urban: Die sudetendeutschen Gebiete nach 1945, S. 344 f.

aber habe vorerst andere Probleme als eine Neuregelung des Archivwesens – auch hier wurde ich zum Opfer von Sprach- und Epochengrenzen.

Archivmaterialien ermöglichen im Gegensatz zu Erinnerungen vor allem eines: den Perspektivenwechsel zur Sichtweise der fraglichen Zeit. Verordnungen und Planungen, Verträge und Gesetze stecken als unbestechliche "harte Quellen" das historische Korsett ab, in das Erinnerungen alter Menschen eingepaßt werden können und das ihre Datierung erlaubt. Die Inhalte historischer Quellen sind authentisch – objektiv aber sind Aktenvermerke und behördliche Korrespondenzen früherer Zeiten soviel oder sowenig wie unsere aktuellen Einschätzungen und Interessen. Hier sprechen Grenzaufseher, Wachleute, Amts- und Regierungsvertreter, begründen Menschen ihre Ausweisanträge und ihr Begehren auf Grenzübertritt, formulieren Schmuggler, Flüchtlinge, Arbeitssuchende usw. ihre Probleme. Mit den Akten blättern sich ganze Dramen auf, Indizien wollen kriminalistisch zu Geschichten zusammengebaut werden, und Serien von Situationsberichten aus der Grenzregion zeigen ihren Sinn erst vor dem Hintergrund der jeweiligen politischen Wetterlage. Die Grenze ist dabei vor allem Ausdruck staatlicher und ideologischer Systeme, von Machtansprüchen, vielfältigen Ab- und Ausgrenzungsbestrebungen. Die Staatsgrenze wirkt auch als bürokratische Hürde weiter, repräsentiert von Beamten und Machthabern, sie kann sich gnädig öffnen oder sich als unüberwindbar geben. Dabei bleiben viele Themen, Ausdrucks- und Handlungsweisen über Jahrzehnte hinweg dieselben oder kehren unter gleichartigen Bedingungen wieder: Denkbilder und -formeln, die ich zunächst auf die Vertreibungserfahrung zurückführen wollte, zeigten in den Archiven ihre viel tiefere Verwurzelung in den Nationalitätenkonflikten der CSR, Charakterzüge der "offenen" Vorkriegsgrenze scheinen mit der Öffnung von 1990 wiederzukehren – wenn sich auch hinter gleichen Ausdrucksweisen durchaus unterschiedliche Bedeutungssysteme und hinter divergierenden Formen vergleichbare historische Bedingungen verstecken können. Die archivalische Forschung verlangt also einen ähnlichen Lernprozeß, ein vorsichtiges, kontextbezogenes Verstehen wie die ethnographische Feldforschung. Auch hier beeinflußt der eigene Blickwinkel aus dem Hier und Jetzt die Interpretation, auch hier ist der Dialog und der empathische "Rollentausch" mit Menschen nötig, die nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich eine völlig andere Perspektive haben – die allerdings nicht mehr korrigierend auf mich reagieren können.